

Jus und Recht.

Roman von Fred W. Gardt.

„Sehen Sie, Mrs. Crighton, was ich geahnt habe, bestätigt sich, daß nämlich diese Hypothek ohne Ihr Wissen gekauft worden ist. Geben Sie sich diesen Brief gut auf, denn er beweist, daß Sie an alle dem unbeteiligt sind. Er kann Ihnen von Nutzen sein.“

„Was soll mir denn passieren? Ich weiß ja gar nichts.“ Und sie sah ängstlich zu ihm auf.

„Das ist richtig, aber es hätte doch auch sein können, daß Sie davon gewußt und das Vorgehen Ihres Sohnes gebilligt hätten. Und dann wären Sie als Mitschuldige anzusehen gewesen.“

„Ja, aber was kann mir denn geschehen?“

„Darauf brauchen wir uns jetzt nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, denn Sie sind eben nicht Mitschuldige. Aber wenn Sie es gewesen wären, dann würde das Gericht Wahrscheinlich auch gegen Sie vorgehen.“

„Ich verstehe gar nicht, gegen mich vorgehen?“

„Sie hätten in die Sache verwickelt werden können. — Man hätte Sie verhaften können und ausliefern.“

„My God, my God.“

„Bitte beruhigen Sie sich darüber. Davon kann gar nicht mehr die Rede sein. Außerdem werde ich sofort nach meiner Rückkehr in Dresden mit dem Staatsanwalt sprechen. Jetzt handelt es sich darum, wie das Unrecht, das Ihr Sohn seiner Frau zugefügt hat, wieder gut gemacht werden kann. Halten Sie es nicht selbst für richtig und billig, daß Sie diesen Schuldtitel Ihrer Schwiegertochter zurückgeben, nachdem Sie wissen, wie er erworben worden ist und welchen Gebrauch Ihr Sohn damit macht? Wahrhaftig, der armen Frau geht es bitterlich schlecht. Und wenn sie den Schuldtitel nicht zurückgibt, ist sie vollständig ruiniert.“

„O diese gräßliche Frau, diese gräßliche Frau! Sie soll nicht sagen, daß sie durch uns Geld verloren hat, sie soll alles haben, was sie wünscht!“ — Frau Blinker-Crighton hatte sich steif aufgerichtet und bemühte sich gar nicht, den Haß, der in ihren Augen aufflammte, zu verbergen. — „Was soll ich tun?“

„Den Schuldtitel zurückgeben.“

„Gern. Ich habe ihn aber nicht.“

„Nein, aber Sie können in einer Urkunde erklären, daß Sie ihn abtreten.“

„Ja, ja, geben Sie her.“

„So schnell geht das nicht. Ich will die Urkunde aufsehen und sie muß vor einem Notar unterzeichnet werden. Sie sind jetzt erregt. Sie sollen sich alles reiflich überlegen. Wenn es Ihnen recht ist, komme ich morgen früh wieder und Sie begleiten mich zu dem Notar, den ich benachrichtigen werde. Paßt Ihnen das, wenn ich Sie gegen elf Uhr abhole?“

Sie nickte nur mit dem Kopf, sie war wieder in sich zusammengesunken. Da er diesen Jammer sah, überkam ihn ein Mitleid mit dieser Frau. Und er frug mit weicher Stimme nochmals: „Darf ich dann morgen wiederkommen und Sie um elf Uhr abholen? Ich lasse Ihnen die Urkunden hier.“

Frau Blinker-Crighton nickte wieder mit dem Kopf. Dr. Werner wußte nicht mehr, was er sagen konnte, er kam sich so unbeholfen, so überflüssig vor.

Da hörte er Stimmen aus dem Korridor, zwei Damenstimmen, die eine sehr laut und schrill. Die junge Dame sprang schnell auf, strich mit der Hand über das Haar und trat an das Sofa. Frau Blinker-Crighton richtete sich auf und wischte mit dem Taschentuch über die Augen. Sie warf hastig einen Schal über die Schriftstücke, die noch auf dem Tische lagen. Die Tür ging auf.

„Certainly, I will be pleased to see you again to-morrow.“ (Ich würde mich freuen, Sie morgen wieder zu sehen.)

Zwei Damen traten ein.

„O Pardon...“

„Bitte, bitte. Guten Abend, lieber Doktor!“

Und Frau Blinker-Crighton lächelte ihm zu und be-

grüßte die beiden Damen, während er zu der Türe hintrat. Die junge Dame sagte nichts, aber aus ihren flackernden Augen flog ein heimtückischer Blick ihm nach.

Als Dr. Werner am nächsten Morgen kurz vor elf Uhr das Gartentor der Villa Elfriede öffnete, kam ihm Frau Blinker-Crighton entgegen, die anscheinend schon auf ihn gewartet hatte. Sie trug einen einfachen schwarzen Radmantel und stützte sich auf einen Stock. Nach der Begrüßung sagte sie, als sie außerhalb des Gartens waren: „Nehmen Sie bitte Ihre Mappe, ich habe sie mitgebracht.“ — Sie reichte ihm die Mappe, die sie unter dem Mantel verborgen hatte. Sie schien ruhig zu sein, ihren Zügen sah man die vergossenen Tränen nicht an.

„Sind Sie zu einem Entschluß gekommen?“ frug Dr. Werner.

„Natürlich werde ich den Schuldtitel zurückgeben. — Selbstverständlich.“ Frau Blinker-Crighton sagte das in einem Ton, der jede weitere Frage abschnitt. Ihre Gedanken nahmen eine andere Richtung. —

„Sie haben viel Böses über meinen Sohn in der Anzeige gesagt,“ fuhr sie fort. „Ich habe alles gelesen. Sie haben nur auf diese Frau gehört.“ — Ihr Gesicht bekam einen harten Ausdruck. — „Ich hasse diese Frau. Sie hat meinen Sohn an sich gezogen und ihn unglücklich gemacht. Wie hat sie ihn mit ihrer Eifersucht gequält, mit ihrer Puffsucht! Und sie konnte nie ihre Bohème-Manieren ablegen. Es wäre manches anders geworden, wenn dieses unglückliche Geschöpf sich nicht bei uns eingenistet hätte. Ich wollte sie nicht sehen, aber mein Sohn liebte sie und ich habe nachgeben müssen. Sie paßte nicht zu uns.“

Dr. Werner ließ Frau Blinker-Crighton ausreden. — Wozu hier eingreifen? Der Haß der alten Frau war durch Jahre verhärtet. Da half kein freundliches Wort, keine Nichtigstellung. Doch er konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Solange ich Frau Berta kenne, kann ich sagen, sie hat sich tapfer gehalten und ist eine rührend fürsorgliche Mutter für das Kind. Das müßte Sie doch versöhnlicher stimmen. Es ist ja Ihr Enkelkind.“

„Ach, das ist alles Komödie. Sie ist eine geborene Schauspielerin, sie wird sich noch mit der Not drapieren. Sie hat ja gar keine Haltung. Alles so laut, auf Effekt berechnet.“ — Und nach einigen Augenblicken sagte sie: „Ich bin auch überzeugt, daß diese Frau Sie gedrängt hat, die Anzeige einzureichen. Nein, lassen wir das,“ wehrte sie den Widerspruch von Dr. Werner ab.

Sie waren inzwischen an dem Hause angelangt, wo der Notar Fabrice wohnte. Als der Bureaudiener meldete, daß der Notar zur Verfügung stände, bat Dr. Werner Frau Blinker-Crighton, einen Augenblick im Vorzimmer zu warten, da er mit dem Notar etwas Geschäftliches regeln müsse. Er wollte vermeiden, in Gegenwart der Mutter die Betrügereien des Sohnes zur Sprache zu bringen, hielt es aber für angebracht, dem Notar Auskunft über den Fall zu geben, da ein sichtbarer Grund für die Abtretung aus der Urkunde selbst sich nicht ergab.

Der Notar Fabrice war ein alter kleiner Herr mit einem rosigem Gesicht, das sauber geschneidete weiße Haar und zwei weiße Badenbartsstreifen gaben ihm ein liebenswürdiges wohlwollendes Aussehen. Er mochte auch schon manches Stück Menschenleben an sich haben vorbeistreichen sehen. Er nickte bei der Darstellung Dr. Werners mehrmals mit dem Kopf, als wollte er sagen: ja, ja, das kenne ich alles.

„Mais c'est un fier coquin ce monsieur Felix“ (Das ist ein feiner Dursch, dieser Herr Felix) — sagte er, nachdem er die Urkunden durchgesehen hatte, — „et la mère, c'est cette madame Blinker-Crighton, qui attends? Pauvre femme.“ (Und die Mutter ist die Madame Blinker-Crighton? Arme Frau.)

Und als Frau Blinker-Crighton eintrat, die ruhig, fast hochmütig er schien, führte er sie besorgt zu einem Sessel, der neben dem Schreibtisch stand.

„C'est tout en ordre Madame?“ (Ist alles in Ordnung?)

„Bitte, Herr Notar, eine Frage, sprechen Sie auch deutlich?“

„Mais certes, monsieur le confrère. (Aber gewiß, Herr Kollege.) Wir müssen beide Sprachen beherrschen.“

„Dann wäre es mir angenehm, wenn die Unterredung deutsch geführt werden könnte. — Er entsann sich, daß Frau Winker-Crichton nur mangelhaft französisch sprach.“

„Sie wollen, Madame,“ wandte sich der Notar an Frau Winker-Crichton, „einen Schuldtitel über 23 000 Mark an eine Frau Berta Winker nee Presper in Dresden abtreten?“

„Ja, es ist die geschiedene Frau meines Sohnes.“

„Ich weiß, ich weiß, gnädige Frau.“ Wollen Sie mir den Grund der Abtretung angeben?“

Frau Winker-Crichton sah unschlüssig Dr. Werner an, der ihr gegenüberstand, auf der anderen Seite des Schreibpultes. Er kam ihr zur Hilfe.

„Herr Notar Fabrice weiß, daß die Abtretung eine freiwillige Leistung Ihrerseits ist, er möchte nur das Motiv wissen, warum Sie abtreten.“

„O, ich trete die Forderung an meine Schwiegertochter ab, weil ich nicht will, daß sie durch meinen Sohn irgendwelche Unannehmlichkeiten hat.“

„Ce sont 23 000 Frank, Pardon, ich meine, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Schuldtitel auf 23 000 Mark lautet, Madame.“

„Das ist doch wohl meine Sache. Das Geld spielt gar keine Rolle. Ich will, daß diese Frau in Ruhe lebt und uns in Ruhe läßt.“ (Fortf. folgt.)

Wie die Steine wachsen.

Von Dr. A. Lanid.

Pflanzen und Tiere wachsen. Aber die Steine?

Auf den ersten Blick scheint das so widersinnig zu sein, daß es sich nicht weiter verlohnt, dem Gedanken nachzugehen. Aber es scheint mir so, und bei einiger Ueberlegung sollten gerade wir modernen Menschen wissen, daß die Steine wachsen. Nicht etwa, weil wir im geologischen Schulunterricht davon erfahren haben müßten. Der Unterricht über die Entstehung der Gesteine ist meist so knapp, trocken und langweilig, daß nichts davon zurückbleibt. Aber wir sehen es heute fast täglich mit eigenen Augen, wie Steine wachsen können, denn wir Menschen lassen Tag für Tag riesige Steinmassen wachsen.

Aber ich will endlich deutlicher werden und frage: Ist Lehm ein Stein?

Nein.

Aber der Ziegelstein!

Ist Sand oder Kies ein Stein?

Nein.

Aber Zement und Beton!

Hier haben wir Beispiele, wie Steine wachsen können. Die Natur verfügt natürlich über noch viel mehr Möglichkeiten als der Mensch. Ihr stehen ja auch, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, ganz andere technische Hilfsmittel zur Verfügung. Sie hat Schmelzöfen von riesiger Ausdehnung und kann gewaltigeren Druck erzeugen als je der Mensch. Und sie hat dabei unendlich viel Zeit. Ein Ziegel muß in einer bestimmten Anzahl Tage gebrannt sein. Ein Zement in wenigen Stunden erhärten. Was tut es dagegen der Natur, ob ein Haufen zusammengewürfelter Muckelschalen und Infusorienkörper nach hundert Jahren oder erst nach einer Million Jahre zu Kalkstein oder Marmor werden? Sie hat Zeit. Und der Meereschlamm kann Jahrhunderte hindurch Schlamm bleiben und Jahrtausenden unter Druck stehen, eh er zum Schiefer wird, der Sand unendliche Zeiträume hindurch ein Spielzeug der Wellen und Winde bleiben, ehe ein kiesel- oder kalkhaltiges Wasser ihn zum Stein verbindet. Aber wenn dann der Stein fertig ist, dann ist er aus keinem Material zu solcher Größe und Festigkeit gewachsen.

In der Tiefe der Erde gibt es riesige Kessel voll glühendflüssiger Gesteinsmasse, aus der die Natur ebenfalls Steine wachsen läßt. Ist der Erdmantel in der Tiefe nicht besonders dicht, so wird unter gewaltigem Druck die flüssige Schmelzmasse in die Hohlräume gepreßt. Unter Druck und ganz langsamer Abkühlung entstehen dann die Tiefengesteine, der allbekannte Granit, der etwas weniger Kiesel-säure enthaltende Syenit und ihre Verwandten. Schön ausgebildete Kristalle und große Härte zeichnen diese Gesteine aus, die eine lange Zeitdauer zu ihrem eigentlichen Wachstum brauchen. Das Nebengestein Kalk, Sandstein, Ton, wird bei dieser Gelegenheit durch die gewaltige Blut und den ungeheuren Druck ebenfalls umgewandelt. Aus Kalk wird Marmor, aus Ton wird Schiefer, der selbst oft viel härter und widerstandsfähiger werden kann als der Granit, der ihm erst zum kristallinen Gefüge verholfen hat.

Ist in der Tiefe kein Schaden auszubessern, so scheidet die Natur aus ihrem Schmelzpfel den Schmelzfluß auch in die oberen Schichten, Risse und Spalten im Gestein werden ausgefüllt und damit die Stelle auch ordentlich gesichert ist, dringt der Schmelzfluß bis an die Oberfläche und bildet eine Kuppe, so daß es aussieht, als ob eine gewaltige Niete hier die Erdschollen zusammenhält. Oder der Schmelzfluß breitet sich aus, oft Tausende von Kilometern weit. Dann hat

die Natur eine Panzerplatte zum Schutz über die schwachen Erdschichten gebreitet, um das Geheimnis ihres Inneren vor den neugierigen Menschen und den Einflüssen des Wassers zu schützen.

Nicht immer greift die Natur zu solchen gewaltigen Mitteln. Wenn sie ihren Zweck auf einfachere Weise erreichen kann, dann wählt sie harmlosere Vorgänge. Wo sollte es auch hin führen, wenn wegen jedes kleinen Spältchens in der Erde gleich der unterirdische Schmelzofen angeheizt werden müßte? Für die kleinen Schäden hat die Natur ein Heer von Handwerker zur Verfügung. Ihre Gilde heißt Wasser. Wasser ist nie reines Wasser, so lange es in der Erde kreist. Es belädt sich dort mit Säuren, mit Salzen oder mit einer Base. Mit solchen Werkzeugen ausgestattet bessert es dann die Schäden aus, sucht Hohlräume auszufüllen und Spalten zu verschließen. Langsam, ganz langsam setzt das Sickerwasser ein feines Häutchen von Quarz an den Wandungen einer Felspalte ab und morgen wieder eine dünne Schicht. Und nach einem Jahr abermals. Und nach Jahrtausenden zeigt nur ein kieselhartes Quarzband, das durch das Gestein geht, daß hier einst eine Spalte gelaßt hat. An anderer Stelle setzt das Wasser Kalk in den Spalten ab, oder wohl auch Erz. Und die Menschen freuen sich, wenn sie später so eine Stelle finden. Unbekümmert darum, daß die Natur hier jahrhundert- und jahrtausendelang tätig war, um einen Schaden auszubessern, reißt der Mensch die Wunde wieder auf und bringt die Erzge dann in seine kleinen, winzigen Schmelzpfel.

Aber man darf nicht glauben, daß das Wasser nur zur Aufbesserung der kleinen Schäden dient. Die großen Unebenheiten der Erdoberfläche zu glätten und Erhebungen abzutragen, ist die Hauptaufgabe des Wassers. Tag und Nacht schafft es jahraus, jahrein ungeheure Mengen von Sand, Schlamm und gelöstem Material in das Meer, um es dort anzusammeln, damit im Laufe der Zeit aus Schlamm und Sand und Salzen Steine werden. Das Material holt das Wasser überall her, besonders aus Gebirgen und Hochländern. Alles, was hier lose ist und verwittert (in der organischen Welt würde man sagen, alles, was abgestorben und verkauft ist), wird vom Wasser fortgeführt. Und wie aus den Verwesungsprodukten der Pflanzen und Tiere andere Pflanzen und Tiere ihre Nahrung ziehen, so dienen die Abfälle der Gebirge zum Aufbau neuer Gesteinsmassen. Welche Mengen das Wasser auf diese Weise fortzuschlept, ist erstaunlich. Wer je die südschweizerische Schweiz besucht hat, wird sich einen Begriff davon bilden können. Das Elbsandsteingebirge war nicht etwa immer ein Gebirge. Es war eine Hochebene. Königstein, Lilienstein, Wastei, Brand und all die anderen berühmten Punkte, die heute Hunderte von Metern über dem Elbtale liegen, lagen einst mitten in einer großen Ebene. So entstehen aus Flachländern Gebirge und das weggeschwemmte Gestein füllt die Tiefen der Länder und Meere aus. Die Trümmer des Elbsandsteins bilden jetzt zum Teil die norddeutsche Tiefebene, zum Teil werden sie in der Nordsee aufgestapelt, um hier später ein neues Gestein aufbauen zu helfen.

Es sind nicht allein die Blumen und Käser, die den Naturfreund entzücken; wenn er mit derselben Aufmerksamkeit das Erdreich und die Felsen betrachtet, dann wird er im Kleinen so unendlich viel des Interessanten finden. Jeder Kalkstein, jeder Schieferbruch erzählt uns, wie die Steine wachsen. Wenn wir diesen Erzählungen nur richtig lauschen, dann lernen wir die Erde und die Welt in ihrer Wunderbarkeit begreifen, und es bietet einen viel größeren Genuß, in der Natur Weisheit zu wissen, als gedankenlos über Berge und Felsen zu wandern. Wie unendlich viel schöner erscheinen uns doch Hügel und Hänge, Täler und Schluchten, Felsen und Steine, wenn wir in das Geheimnis ihres Ursprungs eindringen können.

Ein schlechter Mensch.

Von Timm Kröger.

Was half es ihm, daß alle Leute sagten, er sei der Stärkste im Dorf, setzten sie doch gleich hinzu, er sei auch der Beste und Gutmütigste. Denn in der ihm zugeschriebenen Gutmütigkeit entdeckte er das Geheimnis, das ihn im Leben bei manchen Sachen, bei allen Bettläufen zumal, nicht so zur Geltung kommen ließ, wie es ihm sonst wohl gegolten wäre, und wie er bei anderen sah. Sie trug ihm wohl Liebe und Freundlichkeit ein, minderte aber seines Dafürhaltens den Respekt, den er verlangen konnte.

Er mußte zugeben, daß was dran sei, was die Leute sagten, daß er am letzten Ende keinem mehr tun konnte, auch dann, wenn er mal aufbraute und im Begriff schien, alles vor sich niederzustoßen. Aber ganz konnte er sich von der Wichtigkeit des Urteils nicht überzeugen. — Scheinen mochte es so, mehr als Schein war es aber doch nicht. Die erste Innenschicht seines Wesens mochte richtig eingeschätzt sein, der letzte Kern aber, so meinte er, sei nichts als Blut und Feuer und Tat. — Er war kein Büchermensch und kein Gelehrter, sonst hätte er das Bild eines unter dem Aschengeleg schlummernden Vulkan zu Ende gedacht.

Aber die Welt hatte doch wohl recht, wenn sie ihn gutmütig nannte. Wo wäre sonst wohl ein Mann dieser Kraft zu finden gewesen, der ein Mädchen immer weiter liebte, wie Anka Schlüter, die mit einem anderen schön tat, als sie schon seinen Verlobungsring am Finger trug?

Wie war es möglich? — Wie konnte der starke Klaus Kipp so

Wird's sein? — Ja, fragt Lieber: wie konnte die Natur es beantworten, einen so hübschen braunen Kopf auf das Gehäuse einer so leichtfertigen Mädchenseele zu setzen? — Oder fragt: wie konnte der starke Mann so ganz dem Zauber von zwei Mädchenlippen erliegen, die sich (zum erstenmal war es in Johann Kriskhan Hebbels Weidenhede) auf seinen Mund gelegt hatten, dem Reiz der beiden Mädchenarme, die ihn in Johann Kriskhan Hebbels Weidenhede umhals't hatten?

Denn das war kein Trugbild, in Johann Kriskhan Hebbels Weidenhedeingang war es geschehen. Da hatte sie, als er um ihre Liebe bat, ihm an Hals und Mund gehangen, dort hatte sie ihm ewige Treue gelobt.

Ein großer Stein lag, wo das geschah, hart am Bagengleis, ein Stein, den kein Mann bewegen konnte, so groß und rund und schwer war er. Seine Geliebte aber sagte zu Klaus: „Geb den Stein, ich will den stärksten Mann haben, den es gibt!“ — Da ging er hin, rüttelte den Koloß aus seiner Lage und hob ihn eine Elle hoch und trug ihn mit beiden Händen nach dem Graben, aus dem der Stein ausgehoben war, und warf ihn hinein. Und Anna, ganz außer sich, jauchzte: „Was krieg ich für einen starken Mann!“

Und wie sie das sagte, kam der alte Troß, das alte Aufbäumen in ihm auf, vielleicht auch die Ahnung, daß es ganz gut sei, seiner leichtblütigen Braut zu bedeuten, daß auch seine Gutmütigkeit ausschöpfen sei. — Daher sagte er, als er wieder an ihrer Seite stand: „Diese Arme und diese Fäuste sollen über jeden kommen, der sich zwischen uns stellen will.“ — Das Mädchen erkannte nicht, was er damit sagen wollte, sie hörte kaum hin, flog wieder an seinen Hals und rief: „Wat krieg ich für'n starken Airl!“

Damals stand Friedrich Volkens Nebenbuhlerschaft noch nicht in Frage, Klaus Ripp war eine gute Partie, und Anna Schlüter war froh, daß sie ihn hatte.

Er hatte als Knecht gedient, seinen Lohn gespart und für seine Ersparnisse das wilde Heide- und Moorland erworben, das an dem hohen Koppelland der Dorfschaft nach den Wiesen hin hinabfällt. Die Heide hatte er urbar gemacht, zweimal schon hatte sie ihm Buchweizen getragen.

In der Seite des neuen Aders lagen freilich noch große, runde Steine. Klaus hatte sie aus dem Boden herausgearbeitet und einsteuerten an den Rand des Feldes gerollt, sie später ganz fortzuschaffen. Das dahinter liegende Moorland hatte er durch tiefe Gräben trocken gelegt: noch ein Jahr und der Wind wird auch dort Wellen in gelben Aehren schlagen.

Kam man den Weg vom Dorfe, dann sah man die großen weißen Finglinge im Buchweizenfeld vor sich. Und sie lagen bid und schmer vor dem Beschauer, als wollten sie sagen: bis hierher hat er uns gekriegt, wollen schauen, ob er sich noch weiter getraut.

Als der Hufner Hans Busch seinen alten Stall zum Abbruch verkaufte, war Klaus Ripp der Käufer und baute daraus seine Kate am oberen Ende des Buchweizenfeldes auf.

„Was ist er für ein starker Mann, wie wird er seine Frau, wenn er eine so gute bekommt, wie er verdient, wie wird er sie durchs Leben tragen! Schade, daß sie Anna Schlüter heißt.“ — So sprach damals das Dorf. — Und er selbst dachte: „Das Heim ist fertig, Tischler und Zimmerer und Maler sind weggegangen, sogar der Hof ist gepflastert; vorderhand hat die Mutter alles zum Empfang hergerichtet. Nun komm, Erwählte meines Herzens! Nun darfst Du für und für in meinen starken Armen ruhen!“

Aber . . . aber . . . wenn er sich's auch noch nicht gestehen wollte, ganz leise kam die Ahnung, daß er auf Sand gebaut habe und der Baugrund seines Glückes sich zu lodern beginne. Aber er machte die Augen zu, wollte nichts sehen, im Grunde aber traute er schon damals nicht mehr seinem Glück. Friedrich Volkens Nebenbuhlerschaft war aufgetaucht. Friedrich Volkens war der Sohn eines großen Bauern, er begann sich um Klaus Ripp's Braut mehr als nötig war zu bemühen. In den Stunden der Selbsterkenntnis schämte Klaus Ripp sich schon damals als Vären ein, der nur so lange am Seil geführt werde, bis der andere bereit sei, anstatt seiner den Ring zu tragen.

Weißens wollte Klaus es aber auch jetzt noch nicht sehen. „Komm, Geliebte meiner Seele, meine starken Arme sollen die Diener Deines Willens sein!“

Aber eines Abends, als er mit Schaufel und Spaten von der Arbeit heimkehrte, kam ihm aus der Tür seines Hauses, anstatt seines jungen Glückes, eine alte Frau entgegen. Es war seine Mutter; sie führte ihm den Hausstand. Sie zeigte ein ernstes Gesicht, und den großen Sohn faßte sie an der Hand.

„Ich habe Dir böse Briefe zu bringen,“ sagte sie. „Es wird Dich betrüben. Aber wer weiß, vielleicht meint der liebe Gott es gerade darin gut mit Dir.“

Sie standen an der Hauswand vor der Bank, worauf sie an den schönen Sommerabenden zu sitzen pflegten. Klaus Ripp nahm Schaufel und Spaten von der Schulter und trug sie schweigend in den Stall. Er war ein großer Mann, von lässigem Herkulesbau, mit sichbraunem Haar, breitem, ruhigem Gesicht. Er war aber um einen Ton bleicher, als er Spaten und Schaufel, die er im Kleigraben gebraucht hatte, wegtrug. Als er zurückkehrte, fand er die Mutter noch am alten Platz. Und er schien ganz ruhig zu sein.

„Anna war hier?“ fragte er.

„Ja.“

„Sie hat wohl die Zeit abgepaßt, wo sie mich auf Arbeit wußte.“

„Das hat sie wohl.“

„Sie will nicht mehr, sie gibt mir den Laufpaß. — Nicht wahr?“

Als er das fragte, lief noch ein leises Zitiern durch seine Stimme.

„Ja,“ erwiderte die alte Frau. „Sie meint, Ihr paßt doch nicht recht zueinander.“

Klaus Ripp schlug eine leise Laße an. Aber der Ton sagte, daß es nicht das Lachen der Liebetlegenheit sei.

„Sie hat ein bißchen viel Zeit gebraucht, das einzusehen. Sie will Friedrich Volkens lieber. Ist es nicht so, Mutter?“

„Sie sagt, das passe besser, und sie habe sich mit ihm besprochen.“

„Ja, Mutter, da hast Du recht, das sind böse Briefe.“

Die Alte fuhr mit der Hand über das Gesicht ihres Sohnes. „Wer weiß, Klaus, wozu das gut ist.“

„Ich will es mal überdenken,“ erwiderte dieser. „Laß mich hier draußen ein bißchen sitzen. Es steht so schönes Abendrot am Himmel und Sterne kommen auf. Will mal bei Abendrot und Sternenschein überdenken, wie ich die Medizin vertrage.“

Er sah lange vor der Tür auf der Bank, unbedeckten Hauptes (bei der Arbeit trug er selten etwas auf dem Kopf), die großen schweren Kleigrabentiefel an den Füßen. Ein Niese. Er sah erst ins Abendrot und dann in die Nacht und sah in die Einsamkeit und sah auf die blanken Steine, die, vom Tageslicht gesättigt, noch immer einen hellen Schein abgaben. Und er sann und sann, wußte nicht gleich, worüber, sann erst im Bückack, dann etwas steiler. Er hatte gehört, wer sich zwischen ihn und sein Mädchen gedrängt hatte. Er hatte gelobt, jeden, der das tun würde, zu vernichten, und er dachte: nun mußt du dein Wort einlösen. Er wußte daher, wen er mit seinen großen starken Fäusten erdrosseln müsse. Er hatte es gewissermaßen geschworen, als er den großen Stein hinter Johann Christian Hebbels Weidenhede hob und in den Graben schleuderte. Es tat ihm leid, daß er Mörder werden müsse, aber es war doch wohl nicht zu vermeiden.

Die Mutter ließ ihn lange in Ruhe. Sie dachte, das Kergstuzer er mit sich allein ausmachen, da ist es nicht gut, hinein-zuredegen. Er wird wohl kommen und mit seiner Mutter ein Wort sprechen wollen. Er hat ja auch noch keinen Wissen genossen, der arme Junge! — Er wird wohl kommen.

Aber er kam nicht. Da rief die Mutter zum Essen, er aber blieb, wo er war, und schaute in die Weite. Denn das Gemöhl fing an, sich zu verteilen, und in dem hellen, durch freie Stellen quellenden Schein vermutete er den Mond. Und das traf zu. Frei und kahl und ruhig und kalt stieg der Vollmond empor. Und die Heide und das Buchweizenfeld füllte er mit Glanz und Licht. Und wie Graupleeschnee auf Friedhofplatten lag er auf den Steinen.

Schließlich küßte der Träumer wieder die Mutterhand auf seinem Haar. „Komm rin, Klaus,“ sagte die Alte. „Gest gar kein Müß op, un düst natt vun Sweet. Verköhlst Di na. Komm rin, Kind!“

Er blieb sitzen, die Mutterhand aber, die über sein Gesicht fuhr, merkte, daß er Tränen vergossen habe. — Der starke Mann.

„Das ist recht, Klaus,“ sagte sie, „weil nur mal, das gibt Luft. Die alte Mutter darfst's wissen, und sonst sieht es kein Mensch. — Will Licht machen,“ setzte sie hinzu. Und tat so. Und als der Kergstuzer aus dem Fenster des Stübchens fiel, erhob sich der Starke und ging, nunmehr ein vollständig Gefasster, in die Stube.

Er schämte sich seiner Tränen. Und die vielfache Quelle dieser Tränen schoß in ihm auf. Erstens und zumeist hatte er um seine Liebe geweint und um die große Täuschung seines Lebens. Denn er hatte sie wirklich geliebt, liebte sie wohl noch. — Sodann hatte er geweint, weil er nunmehr, wie er gelobt, derjenigen töten mußte, der sich zwischen sie gestellt hatte. Es entsprach das so ganz und gar nicht seiner Natur, aber es ging nicht anders. Und wieder hatte er geweint, weil er wußte, daß doch nichts daraus werde, da seine Gutherzigkeit es nicht zuließ. Und endlich hatte er geweint, weil er nach alledem erkennen mußte, wie viel schwächer er sei als die meisten anderen Menschen, seiner bärenhaften Stärke zum Troß. Aber zugleich keimte das Gefühl der Erleichterung, der Entlastung in seiner Seele auf. Und als er ganz genau hinmerkte, sah er, daß er sich über seine Gutmütigkeit freute, die kaum eine Gewalttat gegen andere zuließ. Und wenn auch dadurch das Bewußtsein der Kraft und der gerechten Vergeltung um seine Rechte betrogen wurde: es überwog doch das Glück der Entlastung von einer ihm aufgebürdeten Hamletstlat.

Und dann wieder Fendelschlag aus entgegengesetzter Richtung.

Wie schlecht war doch das Mädchen, an das er seine Liebe verschenkt hättel! Die Mutter hatte recht, der liebe Gott meinte es eigentlich gut mit dieser Prüfung. Wie hatte er nur dazu kommen können, sich so in das falsche Ding zu vergaffen! — Das falsche Ding. — Und immer noch fühlte er ein schneidendes Weh, wenn er sie für immer verloren halten mußte.

Wie war es möglich gewesen? Daß er sie geliebt? Und wie, daß er sie noch liebte? Denn die letzten Wurzelhätschen, das fühlte er, waren noch auszugraben.

Wie war es möglich? Aber er fing an, die Gründe zu erkennen.

Wegen ihrer hübschen Larve hatte er ihrer Seele allerlei Vortrefflichkeiten, angebüchtet. Die Natur kann nicht täuschen, und

nicht betrügen, hatte er gemeint. In Wirklichkeit hatte sie das auch nicht getan. Denn nur besann Klaus sich darauf, daß ihr Auge ihm immer viel zu rund und zu glatt vorgekommen sei, und daß ihr Blick flackernd und unstet gewesen. (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Schutz gegen Insektenstiche.

Die Schmerzhaftigkeit der Insektenstiche wird durch das Einbringen von Gift in den Körper des Gestochenen bedingt. Bei häufig wiederholter Vergiftung damit kann eine Immunität oder Giftfestigkeit entstehen, wobei der Stich wohl gespürt wird, aber keine Entzündung und Schwellung mehr hervorruft. Sehr viel seltener als eine erworbene gibt es eine angeborene Immunität gegen solche Stiche. Am schmerzhaftesten, weil am meisten Gift führend, sind die Stiche von Wienen und Wespen. Wird man von einer Biene gestochen, so ist es am besten, sofort den Stachel auszu ziehen und Salmiakgeist oder Seife auf die Wunde zu bringen. Der danach auftretende Schmerz kann durch Kolain- oder Präpopsin-salbe, wie durch Umschläge mit essigsaurer Tonerde gelindert werden. Gegen Wespenstiche wird außer diesen Mitteln noch der Saft des Spigwegerichs und das Bestreichen mit einem zuvor mit Speichel benetzten Stücke Zucker empfohlen.

Besteres Mittel ist besonders gut gegen Mückenstiche. Alle Stechmücken, die Blut saugen, sind Weibchen, die solche eiweißhaltige Nahrung zur Ausreifung ihrer Eier brauchen, während die Männchen sich mit Blütennektar und Harzflüssen begnügen. Damit nun das gesogene Blut die feinen Röhren der Stechborste nicht durch Gerinnen verstopfe, lassen die Weibchen beim Blutsaugen etwas des Blutgerinnung verhindernden Speichel in die Wunde gelangen, der Schmerz hervorruft und zugleich in einem gewissen Umkreis die Blutgefäße lähmt, so daß das Tier leichter Blut in sich aufzunehmen vermag. Um die Mücken am Stechen zu hindern, ist am wirksamsten sich die offen getragene Haut mit einem alkoholischen Auszug aus perfissem Insektenpulver einzureiben, was alle drei bis vier Stunden wiederholt werden muß. Einen guten Schutz gegen die Mücken bildet auch eine Einreibung mit Holzessig und Perubalsam. Kellensöl gemischt mit Lavendelöl, Eukalyptusöl, eine konzentrierte Lösung von Kampfer mit mixtura oleoso-balsamica. Aus den Wohnungen werden die Mücken am besten durch Anpflanzen von Onyxum viride, einem Lippenblütler, vertrieben, da sie dessen Nähe strenge meiden.

Am besten berührt man den Mückenstich gar nicht, betupft ihn höchstens mit Speichel. Am schnellsten läßt der Juckreiz nach, wenn man eine dünne Zuckerschicht darauf anbringt durch Betupfen mit einem mit Speichel befeuchteten Stück Zucker. Weniger wirksam, aber auch gut ist das Betupfen mit einer alkoholischen Lösung von Menthol, Thymol und Lavendelöl, sämtlich in fünfprozentiger Lösung. Gegen das Gift selbst wirkt sehr gut Salmiakgeist oder Seife. Gibt man zur Seife Kreolin oder zu Seifen-spiritus Menthol, so erreicht man ein Doppeltes: Zerstörung des Giftes, soweit man es noch erreichen kann, und Verminderung des Reizes. Leicht erlangt man Immunität gegen Mückenstiche, diese hält aber weniger lange an als die gegen Wienenstiche. In unseren Breiten muß die Immunität in gewissem Sinne in jedem Frühjahr neu erworben werden. Ebenso verhält es sich mit den Wrensenstichen, gegen die dieselben Mittel anzuwenden sind.

So wenig wählerisch die Dremeln als Blutsauger sind, so sehr sind es die Flöhe. Gewisse Personen werden von ihnen vollkommen gemieden. Verirrt sich einmal ein Floh auf sie, so sucht er bald wieder das Weiße. Andere Menschen sind wahre „Floh-ableiter“. Solche, die sonst gelegentlich von Flöhen geplagt werden, sind in ihrer Nähe sicher. Nur wenn die Flöhe sehr ausgehungert sind — z. B. in Schutzhütten kurz nach ihrer Eröffnung, oder wenn sie in großer Menge auftreten — kann auch einmal ein sonst von ihnen Unbehelligter gestochen werden. Bevorzugt werden die Knöchelstellen. Manche reagieren sehr stark gegen die Flohstiche durch das Entstehen heftig juckender Quaddeln oder tagelang anhaltender runder roter Schwellungen. Diesen Personen kann ein einziger Floh die Nachtruhe rauben. Ihre Empfindlichkeit nimmt auch nach Jahren nicht ab. Personen, die längere Zeit in stobverseuchten Quartieren wohnen mußten, beobachteten, daß bei ihnen die Empfindlichkeit gegen Flohstiche langsam abnahm, indem offenbar eine Immunität dagegen erworben war.

Zum Abschrecken der Flöhe ist am besten eine alkoholische Lösung von Insektenpulver sowie das Anbringen von alkoholischer Perubalsamlösung auf die Kleider. Anßerdem leistet das Einreiben von Seifen-spiritus mit 1 Proz. Quassia gute Dienste. Die Stellen sollen mit terpentingetränktem Wachs ausgestrichen werden. Bei Juckreiz ist am besten Zuder oder Kreolinseifenlauge. Dasselbe Mittel dient gegen Wanzen, gegen die man am besten mit Sublimatlösung vorgeht. Gegen Käuze ist am besten Sabadilleessig mit 1 Proz. Sublimat.

Dr. L. R.

Länderkunde.

Arktische Naturgeschichte. Die Erkenntnis, daß die weltentlegenen Regionen des ewigen Eises nicht bloß als Betätigungsfeld für geographischen Entdeckerdrang, sondern auch als Vereicherungs-

quelle gewisse, durchaus nicht engbegrenzte Operationsphären darbieten, ist dem Erwerbssinn der Gegenwart verhältnismäßig lange vorenthalten geblieben.

Der europäische Durchschnittsleser weiß — oder wußte bis vor kurzem von den hochnordischen Länderstrecken nicht viel mehr, als daß es „dort oben“ recht viel Schnee und Eis, ansehnliche Gletscherberge und erstickend niedrige Temperaturen gibt, die der spärlich vorhandenen Tierwelt in Gestalt vereinzelter Walfische, umherstreifender Robbenschwärme und heuchlungriger Eisbären eine mehr als genügsame Lebensweise aufnötigen. Daß diese Auffassung, die eine Zeitlang selbst von den zünftigen Pionieren der Polarlande eine gewisse Bekräftigung erhielt, doch nicht ganz mit den wirklichen Verhältnissen in der Arktis im Einklang steht, ist nunmehr allerdings in unzweifelhafter Form festgestellt. Man sieht sich mittlerweile sogar genötigt, dem allzu lebhaft gewordenen Wettbewerb der an der planmäßigen oder richtiger planlosen Ausbeutung der polaren Naturkräfte beteiligten Seefahrtvölker mit einer hochfeierlichen internationalen Schutzgesetzgebung entgegenzutreten. In der nordwestlichen Landeshauptstadt tagt in diesen Wochen eine von neun Mächten — darunter auch Deutschland — besetzte Diplomatenkonferenz, der die Aufgabe obliegt, zunächst für die am unmittelbarsten bedrohten Landgebiete der Spitzbergener Inselgruppe eine schutzkräftige Vertragsübereinstimmung zustande zu bringen.

Gab es nun wirklich in der arktischen Zone etwas zu holen? Das kleine Norwegen ist in der Lage, auf diese Frage eine verblüffend lehrreiche Antwort zu geben. Nach offiziellen Feststellungen beziffert sich der Jahresgewinn, den die norwegische Fang-Schiffahrt aus den Schätzen des Eismeres zieht, durchschnittlich auf 22 bis 25 Millionen Kronen (1 Krone norw. = 1,12 Reichsmark). Von dieser Summe entfallen rund 18 Mill. auf die antarktische Region, die übrigen vier auf Spitzbergen, Beeren-Island und Jan Mayen, nebst den für freien Verkehr zugänglichen Teilen Grönlands.

Der weitaus größte Teil des norwegischen Gewinnes rekrutiert sich aus den Erträgen der arktischen Küstentischerei, insbesondere des Walfanges, der von den berufsmäßigen Eismeerfahrern in geradezu bewundernswürdiger Weise organisiert worden ist. Durch Verbesserung der technischen Hilfsmittel, u. a. der von England eingeführten schwimmenden Translokerien und so weiter ist es den schnellsegelnden Walfängern möglich geworden, ihre Exkursionen bis in die entlegensten Regionen der arktischen Welt bis auszudehnen. Der Ertrag eines einzelnen Fahrzeuges für die 8- bis 4 monatige Fangsaison darf auf 20 000 Kronen veranschlagt werden; die jährliche Gesamtausbeute von Walfspel beträgt 10 000—20 000 Tonnen. Auch die eigentliche Jagd auf Polarwild liefert keine unerheblichen Beträge; allein auf Spitzbergen werden alljährlich Wildmengen im Werte von 1/2 Mill. Kronen erbeutet. Um diese Gewinnziffer zu erreichen, müssen durchschnittlich 50 000 Robben, 300 Eisbären, 200 Rentiere und 120 Walfische ihr Leben lassen. Hinzu kommt noch die Eiderdaunenernte im Werte von mehreren tausend Kronen. Mit der zunehmenden Erschließung der neuerdings auf Spitzbergen angetroffenen Kohlenlager, deren größter Teil bisher ebenfalls in norwegischen Händen war und deren Verkaufswert auf 15—18 Millionen Kronen angegeben wird, hat die reguläre Jagd- und Fangausbeute allerdings eine merklliche Verminderung erfahren: eine ganz natürliche Konsequenz angesichts der Wildverfolgung durch die auf Spitzbergen angesiedelte internationale Bergwerksbevölkerung.

Astronomisches.

Eine neue Erklärung der Kometenschweife. Ueber die Natur der Kometenschweife sind schon so viele Vermutungen geäußert und mit Gründen belegt worden, daß es kaum möglich erscheinen sollte, noch neue zu finden. Früher hat man ihr Leuchten elektrischen Vorgängen zugeschrieben, nämlich denen, die beim Durchgang elektrischer Entladungen durch verdünnte Gase eintreten. Dann nahm der berühmte schwedische Physiker Arrhenius eine Idee von Kepler wieder auf, die sich auf die Tatsache gründet, daß sich die Kometenschweife immer in einer Richtung zeigen, die dem Sonnenstande entgegengesetzt ist. Daraus ergibt sich der Schluß, daß sie durch einen von Licht ausgeübten Druck erzeugt werden, dessen sichtbare Wirksamkeit freilich eine außerordentlich feine Verteilung des Stoffes voraussetzt. Das Leuchten der Schweife würde damit allerdings noch keine Deutung finden, für die man demnach auf die frühere Anschauung angewiesen war. Jetzt hat der Astronom Houllebigue in der „Revue Scientifique“ eine neue und durch ihre Einfachheit verführerische Aufklärung gegeben. Er geht davon aus, daß der leuchtende Kern der Kometen Elektronen, die Körperchen, unter denen man sich die Elemente der elektrischen Energie vorstellt, in den Weltraum hinaus schleudert. Diese würden dann selbst in der äußerst dünnen Atmosphäre, die den Kern auf allen Seiten umgibt, ein Leuchten hervorbringen. Da sich nun die Sonne nach den neuen Forschungen von Professor Hale wie ein negativ elektrisch geladener Körper verhält, so wird er die Elektronen derselben elektrischen Ladung zurückstoßen. Diese Elektronen werden infolgedessen in den Teil des Kometen hineingeschleudert, der der Sonne abgewandt ist und rufen beim Ausprall auf die Moleküle der gasigen Kometenatmosphäre Lichterscheinungen hervor. Daraus würde also das gesamte Verhalten der Kometenschweife zu verstehen sein.